

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 255.

Samstag, 17. September

1932.



ABENTEUER UM BRIGITTE

Roman von Marlise Sonneborn



13. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Zweiterlei ist mir bei der Sache, so wie wir sie uns jetzt denken, unklar“, erwog der Senator. „Erstens: wie käme Brigitte in den Besitz eines solchen Medaillons? Hat sie sich unterwegs ein Schmuckstück gekauft?“ fragte er die Jungens.

„Aber Onkel Holm, es handelt sich doch um das Schmuckstück, das Brigitte von ihrer Mutter zur Konfirmation bekommen hat!“ erklärte Lady Windermere.

„Das ist ein uraltes Familienstück in der Sippe meiner Frau, die ja aus dem Hannoverischen stammte. Ihre Familie ist von altem Adel. Dies Medaillon, das hat meine Frau oft gesagt, befindet sich seit Jahrhunderten — glaube ich — im Besitz der Rielmanns-egges. Es vererbte sich immer von der ältesten Tochter auf deren älteste Tochter, kam aber durch ein verzwicktes Gezeig innerhalb der Familie nach etlichen Generationen wieder in die Hände der Stammglieder zurück. Deine Tante Elsi — also meine Frau — war eine Holm geworden. Brigitte erhielt das Schmuckstück. Bei ihrer Heirat würde sie es dem ältesten Vetter Rielmanns-egge übergeben müssen. — Ich verstehe aber zweitens nicht: Warum zeigt Brigitte das Medaillon dem Herzog nicht? Er könnte sich von seinem Irrtum überzeugen und sie gehen lassen. Brigitte ist sehr vernünftig, sie wird an unsere Sorge um sie denken. Sie täte es gewiß, wenn... Und darum glaube ich nicht recht...“

„Aber Onkel Holm“, unterbrach ihn Reginald, „sie hat es ja gar nicht bei sich — ihre Sachen sind doch hier! Und als es ihr in Marseille fast vom Halse gerissen wurde, da hat sie es gewiß wieder im Koffer versteckt.“

„Wir müssen einmal sehen, ob es bei den Sachen ist. Sonst könnte man vorsichtig und diplomatisch mit dem Herzog verhandeln“, meinte Holm erleichtert.

Aber das Medaillon fand sich nicht unter den Sachen des jungen Mädchens; niemand wußte, daß Brigitte es fortgeschickt — und Ines — die es erhalten und verwahrte — ahnte doch nichts von Brigittes Geschick, denn sie war leidend und sollte geschont werden.

In der Villa Millefleur stand man von neuem vor einem riesigen Fragezeichen.

Da brachte die Presse einer gewissen Richtung — die englische wie die französische — plötzlich eine Notiz, die den um das junge Mädchen Besorgten helle Empörung einflößte.

Man insinuierte — wie bekannt — eine diskrete Liebesaffäre — mehr: zwischen den Zeilen stand so etwas wie eine Andeutung, daß man versuchen werde, hervorragende Persönlichkeiten der englischen Wahltampagne eines Schurkenstreiches: der Entführung

eines jungen Mädchens, zu verdächtigen — aus keinem anderen Grunde, als um sie persönlich zu kompromittieren. Aus dieser Insinuation sprach das böse Gewissen, das zur Verteidigung überging, ehe angegriffen wurde.

Windermere — wütend darüber, daß der gute Ruf seiner kleinen Rusine und seine faire Kampfesweise derartig in den Schmutz gezogen wurde — ließ jede Rücksicht fallen. Er selber veranlaßte jene niederschmetternden Artikel in der Presse beider Länder, die Goyle und seine Gemahlin ahnen ließen, welches Schicksal ihnen bevorstände, wenn man in der immer peinlicher werdenden Angelegenheit nicht bald einen befriedigenden Ausweg fände.

Windermere war — ebenso wie der Duke — bereits wieder in England, als die Sache bis zu diesem Punkte gediehen war.

Die Duchess von Goyle — bereit, ihrem Sohne in mehr als einer Weise zu Hilfe zu eilen — sah indessen ein, daß sie ihre Abreise nicht allzusehr überstürzen dürfe.

Schlauer als der ältliche Duke — und geübt in Intrige —, beschloß sie, noch einige Tage zu warten und besonders den großen Empfang bei Hofe erst mitzumachen. Sich unbefangen und stolz zu zeigen, schien ihr das beste Mittel, dem Klatsch entgegenzutreten. Empört wies sie daher den Plan des Herzogs, der sich wegen Krankheit entschuldigen wollte, zurück. Sie dachte natürlich auch daran, daß die wundervolle Robe, die sie sich zu diesem Empfang hatte machen lassen, nicht unbelegt im Schrank hängen dürfe.

Windermere aber hatte sich nicht nur mit den Artikeln in der Zeitung begnügt. Man mußte und mußte doch der verlorenen Tochter habhaft werden. Er hatte die französische und englische Polizei informiert — und mit all der Rücksicht, die auch dieses Staatsorgan den großen Steuerzahlern schuldig zu sein glaubte, begann man, auf den Gütern und Schlössern des Duke nach der Verschwundenen zu suchen.

Es schien nicht tunlich, anzunehmen, der Duke habe Brigitte in der Nähe gelassen — höchstwahrscheinlich war vielmehr, daß sie nach England gebracht worden sei. So fing man an, sämtliche Besitzungen Goyles einer gewissen Kontrolle zu unterziehen... auch seine beiden Schlösser in Frankreich, von denen das in der Bretagne gelegene für derartige Zwecke infolge seiner einsamen Lage und seiner komplizierten Bauart ganz besonders geeignet schien. An das völlig unbewohnte, fast nie von ihm betretene, erst seit kurzem auf seinen Namen eingetragene Lustschloß Monplaisir, oberhalb der herrlichen Palmenstadt Hyères — nahe am Meer

gelegen — dachte zunächst niemand — und als Windermere wenige Tage später sich zum Empfang bei Hofe ankleidete, brachte man ihm gerade vor seiner Abfahrt die Mitteilung der Zentralstelle, daß alle Nachforschungen zu nichts geführt hätten und die Dame auf einem der herzoglichen Güter unmöglich sich befinden könne.

Windermere — einerseits von neuer Sorge erfaßt, eigentlich hoffte man doch auf einen Streich Goyles; was alles konnte man andernfalls fürchten . . . — nahm sich vor, bei einem Zusammentreffen mit dem Herzog sehr flug und sehr behutsam vorzugehen.

Die Gesellschaft — geladen mit Spannung — erwartete bereits das wirklich seltsame Schauspiel: die Begrüßung dieser beiden Gegner. Aber die Gewandtheit der Duchesse machte die Sensation zunichte. Nach dem offiziellen Teil des Abends — ehe noch die Männer irgendwie zu Zusammenstößen Gelegenheit gehabt hatten, trat sie mit dem Glanz ihrer Schönheit und bestreudenden Liebenswürdigkeit, die sie für jeden außer ihrem Gatten hatte, auf den Lord zu.

Windermere — und was macht meine liebste Emily?

„Sie hat Sorgen, Duchesse!“

„Entsetzlich — entsetzlich! Oh, wie ich mit ihr fühle! Und dies arme Kind . . .“, leiser, bewegt. „Hoffen Sie noch, daß sie lebt?“

„Herzogin!“ rief Windermere in ehrlichem Schmerz. „Ziehen Sie nur nicht ernsthaft das Gegenteil in Erwägung — es darf nicht sein . . .“

Und Schön-Ellen: „Ach, lieber Lord, wie wünschte ich, daß dies schüddel Gettsch über Goyle auf Wahrheit beruhte. Wir alle kennen meinen Gatten und würden ihm vergeihen. Aber das liebe Kind wäre uns erhalten. Ach, aber ich fürchte, diesmal ist er unschuldig.“

Sie sah bei diesen Worten den Lord mit so ehrlichen, besorgten, teilnehmenden Blicken an, daß Windermere dachte: Wenn — dann weiß sie nichts.

Schön-Ellen aber — sich plötzlich über sich selbst und die Dienste, die sie ihrem Gatten erwies, ärgern, wandte sich noch einmal halb nach dem Lord um, den sie bereits mit einer leisen, höflichen Bewegung ihres graziösen Kopfes verabschiedet hatte — in ihre glänzenden Augen trat jenes halb übermütige, halb boshafte Teufelchen, das sie so schön machte und so gefährlich — und sagte schmelzend: „Übrigens werde ich Emily wahrscheinlich in wenigen Tagen sehen. Ich fahre nach Frankreich, um mich mit Henry Clifford in unserem Besitztum bei Hyères zu treffen . . . auf Schloß Monplaisir. Kennen Sie es? Ein beneidenswerter Aufenthalt. Ich werde Emily aufsuchen und sie einmal dahin einladen . . .“

Und es lag in dem reizenden Gesicht der Duchesse so viel hübsche Schelmerei, daß es ein wahrer Verrat an der Sache des Herzogs gewesen wäre, wenn nicht der Lord — zwar durch dies alles überrascht und beunruhigt — dennoch viel zu naiv gewesen wäre, um das Spiel der kapriziösen Dame zu begreifen.

Eins freilich erreichte Ellen Goyle doch: noch in derselben Nacht telegraphierte Windermere an die zuständige Polizeistelle: „Bitte auf Schloß Monplaisir bei Hyères nach B. S. suchen lassen.“

Goyle und er waren an diesem Abend mit der zivilisierten Höflichkeit zweier dressierter Löwen aneinander vorbeigegangen.

Man hätte sich zwar gern ein wenig zerstreut, aber die Umstände ließen es nicht zu.

Nun — nachdem die Duchesse erreicht, daß man so recht an eine Schuld ihres Gemahls nicht mehr glaubte und ihre gesellschaftliche Geltung wieder anerkannt war, ließ sie in aller Ruhe ihre Koffer packen und rüstete zu der Reise an die Riviera. Sie brannte vor Neugier, das Opfer der rücksichtslosen Prozeßwut ihres Gatten kennenzulernen. Und dann: es ging doch einfach nicht, Henry Clifford und ein junges hübsches Mädchen auf einem einsamen, idyllischen Schloß tagelang ganz allein zu lassen.

Aber noch ehe sie sich auf die Reise begab, verschärfte sich die Lage für Goyle derartig, daß er es vorzog, zwar

nicht seine Gemahlin noch weiter, aber doch seine Mutter ins Vertrauen zu ziehen.

Und das kam so.

Natürlicherweise unterließ es der Herzog nicht, die Maßnahmen seiner „Gegner“ — er begann tatsächlich, sich wie unschuldig verfolgt zu fühlen — zu überwachen, und er wußte nur zu wohl, daß man die Geraubte auf seinen Besitzungen suchte. Er lächelte zufrieden bei dem Gedanken, daß man auf Monplaisir noch nicht nachgesehen — daß man es augenscheinlich zu vergessen schien — und daß dort Jim die Sache irgendwie, aber sicher geschickt managen würde. Henry? Henry hatte zwar sein Wort gegeben, nichts zu verraten — aber er würde sich kaum dazu verstehen, etwas zu verbergen. Er schrieb ja nicht einmal regelmäßig, wie er versprochen — der Duke war ganz auf die diplomatischen Berichte Jims angewiesen. Deren Inhalt lautete zwar befremdlich, doch zufriedenstellend. Henry Clifford und Brigitte Holm befanden sich in jenem Stadium der Seligkeit, in dem man für seinen Zustand allerdings noch keine exakte Benennung weiß, ihn aber nichtsdestoweniger — oder vielleicht gerade darum — in vollkommener Hingabe genießt.

Brigitte war eine vorzügliche Geigerin — Henry spielte Cello. Die abendlichen Konzerte — Henry hatte gute Instrumente aus der nahen Stadt selbst besorgt — dehnten sich zuweilen so lange aus, daß Jim, der sich verpflichtet fühlte, immer anwesend zu sein, sich diskret zu räuspern begann . . . oder offiziell vernehmlicher gähnte, als es seiner vornehmen Art anders als zu diesem guten Zweck möglich gewesen wäre.

Die Morgende füllte Tennis und anderer Sport.

„Henry — ich möchte schrecklich gern mal reiten“, bat Brigitte; „aber der alte Duke wird es nicht wollen.“

Sie ahnte nicht, daß Henry Clifford der Sohn Goyles war. Aber seit der ihr diesen liebenswürdigen Kerkermeister geschickt, fand sie ihn weniger abstoßend — und spürte mit seinem Gefühl, daß es nicht angehe, in der Gegenwart des jungen Kameraden gar zu weit über ihn zu urteilen. Sie unterließ es auch, Henry zu fragen, wer er eigentlich sei. Denn sie hielt ihn für einen armen Verwandten der herzoglichen Familie, der eben dafür, daß der Duke ihn erziehen ließ, auch zuweilen Dienste zu leisten hatte.

Jedenfalls war er „reizend“ — und der wünschenswerteste Gesellschaftler.

„Wir wollen sehen“, hatte Henry geantwortet . . . und am nächsten Morgen standen zwei gut gefattete, hübsche Pferde vor dem Portal.

Der Park erwies sich als sehr ausgedehnt. Man brauchte das Gitter nicht zu verlassen — und konnte eine tüchtige Runde machen.

„Wollen wir einmal schwimmen?“ fragte Henry und deutete auf den kristallklaren Teich in der Mitte der Waldanlagen, in die der Park sich ausdehnte.

Brigitte schüttelte sich unwillkürlich. Sie wurde totenblaß.

„Es — weckt zu schlimme Erinnerungen . . .“, wehrte sie ab.

Henry Clifford zog die Augenbrauen zusammen.

In diesem Augenblick erst meinte er ganz und gar das Unrecht seines Vaters zu verstehen. Wie sehr der gewaltsame Überfall sie erschreckt hatte! Eine Weile lastete Schweigen zwischen den beiden.

Komisch, besann sich Brigitte, warum denke ich gar nicht mehr so viel an die Meinen und ihre Sorge um mich? Und mit seltsamer Gefühlsunlogik dachte sie weiter: Aber weshalb sorgen sie sich auch um mich? Es geht mir ja so gut.

Henry hatte ihr eine nette junge Zofe besorgt.

Aber auch Henry hatte seine Tücken.

Es war — ausgerechnet . . . eine — Spanierin — sehr geschickt und anständig. Aber sie sprach noch schlechter französisch als Brigitte, und man war fast nur auf Zeichen angewiesen. Immerhin — sie war besser als niemand . . . und das junge Mädchen dankte ihrem ritterlichen Beschützer aufs herzlichste.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Herbert S. Lamberg:

Briefmarken als Verräter.

Eine kriminalistische Plauderei.

Briefmarken-Abwickeln mit kriminalistischen Folgen. — Ein interessanter Fall aus Scotland Yard. — Briefmarken-Überglaupe wird zum Verräter. — Briefmarken-Kassiber. — Schanghai, eine Zentrale für Marken-fälschung.

Man wird gewiß recht selten auf die Idee kommen, daß diese kleinen, bunt bedruckten Zetteln, die als Wertmesser für die Briefbeförderung in allen Kulturländern der Welt gelten, auch für den polizeilichen Dienst von hoher Bedeutung sind. Fast in jedem beachtlichen Kriminalfall spielt irgend ein Brief eine besondere Rolle, und wo ein Brief unter die Augen der Polizei kommt, da findet auch die darauf klebende Briefmarke genaueste Beachtung der sach- und sachkundigen Augen unserer Kriminalisten. Nicht allein, daß man aus dem Stempel Zeit und Ort der Abendung des Briefes ersieht, auch aus der verwendeten Markenart lassen sich meistens die interessantesten Schlüsse ziehen.

Zunächst einmal wird die Marke auf einem verdächtigem Brief sorgsam nach Fingerabdrücken durchsucht, sie wird durchleuchtet, vergrößert, photographiert und chemisch analysiert. Denn wenn auch die Möglichkeit besteht, daß fernstehende Personen ihre Fingerabdrücke während der Briefbeförderung auf der Marke hinterlassen haben, so ist doch der Kreis derjenigen Leute, die den Brief und damit die Marke berührt haben, immer ein ganz bestimmter, der sich eng um die Person des Inkrimierten zieht. Selbst bei vervielfachter Abdruckererscheinung ist es mit den heutigen technischen Mitteln der Abdruckeranalyse möglich, die einzelnen Spuren genau von einander zu trennen. Auch kommt es vor, daß sich aus der Spiegelauslösung, die sich in der Gummierung der Briefmarke befindet, wenn die Junge zum Anseher ge worden ist, genaue chemische Rückschlüsse auf die Person des Täters ergeben.

Dabei stellt sich dann oft heraus, daß die Briefmarke von dem Absender in einer ganz anderen Gegend gekauft worden ist, als wo sie verwendet wurde. Denn die Auftragung der Klebemasse erfolgt an verschiedenen Orten und kleine Unterschiede der Klebmasse selbst sind jeweils chemisch genau festzustellen. Wenn dann eine ermittelte Person bestritten, etwa an einem Ort gewesen zu sein, wo ausschließlich die Marken mit einer bestimmten Gummierung verwendet und ausgegeben wurden, so kann man ihm mit einer neunzigprozentiger Sicherheit schon der Lüge zeihen. Aus diesem Grunde ist es der Polizei auch nur recht, wenn von Zeit zu Zeit die Papierarten, die Grundfarbe und die Angaben der Druckerereien und Papierlieferanten verändert werden. Denn durch diese zeitlich veränderte Ausgabe kann man später genau feststellen, wann, wo und auf welchem Wege bestimmte, später erst verwendete Marken erworben wurden.

Man hat auf diese Weise zahlreiche Briefmarkendiebstähle, Überfälle auf Postanstalten, Raubmorde an Posthaltern und Briefträgern usw., manchmal noch nach 15 und 20 Jahren aufgeklärt, und die Postbriefmarkensammlungen spielen bei diesen polizeilichen Ermittlungen oft eine nicht zu unterschätzende Rolle.

Auf eine interessante Weise wurde beispielsweise in England vor mehreren Jahren ein Aktienbetrugsfall aufgedeckt. Einem Drucker wurden für mehrere Tausend Pfund Two-Pence-Briefmarken in Auftrag gegeben, denn man läßt drüber auch die Privatwirtschaft beim Briefmarkendruck etwas verdienen, und dieser Drucker verwendete, um rechtzeitig liefern zu können, ein eigenes Papier, weil die staatlich zugesagten Lieferungen zu lange ausblieben. Es wurde freilich davon nur ein kleiner Posten gedruckt, aber doch genug, damit eine dieser Marken einem Beamten von Scotland Yard zu Gesicht kam. Dieser hatte vergeblich den Herausgeber von falschen Aktienschein zu stellen versucht, bis ihm auffiel, daß auch diese Briefmarken aus demselben Papier hergestellt waren, wie die falschen Aktien damals. Er fuhr zu dem Drucker hin, dieser konnte ihm genau sagen, wo hin er damals das betreffende Notenpapier geliefert hatte, und

innen 3 Tagen nach Erscheinen dieser Ausnahmeserie von Two-Pence-Marken war der Betrüger hinter Schloß und Riegel.

Schon die Art und Weise, wie gewisse Menschen Briefmarken auf Umschläge und Postkarten zu kleben pflegen, führt oft zur Ermittlung lange gesuchter Personen. Man muß hier mit der Gewohnheit rechnen.

Gibt es doch nicht wenige Menschen, die sich einbilden, daß ihnen Unheil droht, wenn sie nicht die Briefmarke schräg auf den linken oberen oder mit dem Bild nach

rechts oder links auf den hinteren Teil des Briefes kleben.

Solche Merkmale sind so zuverlässig, daß man darauf wetten kann, daß Verbrecher, die mit ihrem Wissen einmal früher durch diese Eigenschaft überführt werden konnten, alsbald nach Verlassen des Gefängnisses wieder damit beginnen, diese Methoden anzuwenden. Nun ist es natürlich eine leichte Aufgabe für den Kriminalisten, dem das bekannt ist, aus irgend einem beliebigen Briefwechsel verdächtiger Personen festzustellen, daß auch die durch ihre Eigenarten bekannten Verbrecher wieder die Hand im Spiele haben, mögen sie sich im Briefe selbst mit Namen belegen, wie sie wollen, die Wahrheit wird durch die Art der Briefmarkenanbringung verraten. Deswegen sahnen die Kriminalpolizisten bei der Briefsuche immer so eifrig nach den Briefumschlägen, wenn sie einmal Briefe beschlagnahmt haben, und wo sie das nicht tun, begehen sie einen schweren Fehler.

Zahlreiche Personen, die der Polizei als Verbrecher bekannt sind, sind selbst eifrige Philatelisten und sorgen, wenn sie wieder einmal auf einige Zeit in Staatsverförgung gehen, zunächst liebendoll für die Unterbringung ihrer Markensammlung. Es ist gar nicht selten, daß sich in der Gefängnis-Sammelstelle, wo die Kleider und Gegenstände der Gefangenen bis zu ihrer Entlassung aufbewahrt werden, mehrere Markensammlungen von oft beträchtlichem Wert befinden. Jede Marke wird dann sorgsam notiert, so daß der Gefangene alles richtig zurückerhält. Allerdings werden diese Marken auch sorgsam darauf durchgesehen, ob sie nicht etwa aus Diebstählen und Unterschlagungen herrühren; auch ist man schon dahinter gekommen, daß die Gefangenen sich ihre Alben des Öfteren in die Zellen bringen lassen, um Kassiber und andere Mitteilungen auf den Rückseiten bestimmter Marken an die Öffentlichkeit zu bringen. Kurze Zeit danach erscheinen dann Bekannte der Gefangenen, die beauftragt sind, ganz bestimmte Marken aus dem Album für den Inhaber zu verkaufen. Immer wieder kann man dann feststellen, daß diese Marken mit sichtbarer Tinte beschrieben oder mit verabredeten Zeichen bedeckt worden sind.

Es ist auch für die Polizei wichtig, von jeder neu erscheinenden Marke aller Staaten genaue Kenntnis zu haben, denn mit dem Vertrieb von gefälschten Briefmarken seltener Ausgaben wird auch heute noch ein schwunghafter Handel in allen Kulturländern geführt. Oft tauchen Phantasiemarken auf, die Leichtgläubigen zu horriblen Preisen angeboten und auch gekauft werden. In den Hotels unserer Großstädte tauchen Herren mit Koffern und Taschen auf, die angeblich von den Postbehörden fremder Staaten beauftragt worden sind, im Auslande Ausstellungen und Kommissionsverläufe von Restbeständen alter, wertvoller Marken zu veranstalten und diese Schwindler haben dann durch eifrigen Verkauf unter den Hotelgästen, Kellnern und Gästen einen außergewöhnlich schnellen und guten Profit, denn eine dieser „Seltenheiten“ deckt gewöhnlich schon mehr als den Tagesbedarf an Geld für diese Herren. Besonders große Schwindeleien dieser Art wurden mit den Dschenlopf-ausgaben Medlenburg-Schwerins, der im Jahre 1923 herausgetretenen Kronungsserie (25jähriges Regierungsjubiläum) der Niederlande und den russischen Überdruck- und Aufwertungsmarken getrieben. Nachahmungen wurden besonders von den österreichisch-ungarischen Vorkriegsmarken, den Feldpostmarken der Zentralmächte und von den Überdruckmarken der deutschen Inflationsperiode hergestellt.

Es ist interessant, daß eine der Hauptfabriken für falsche Wertzeichen der deutschen und österreichischen Post in — Schanghai im Vorjahre aufgedeckt wurde.

Man trieb von hier aus einen schwunghaften Handel mit diesen Marken besonders in Amerika.

Wußten Sie das schon?

Ein gewisser Mc Loughlin in Ontario hat eine Sonja geschrieben, die er „Influenza“ betitelt und die musikalisch die Symptome der Krankheit schildert.

Wenn eine Spinne während des Regens ihr Netz webt, ist gutes Wetter zu erwarten. Bei anhaltendem Regen arbeiten die Spinnen nicht.

Völlerei in Elisenvaara.

Wenn Finnen den Tisch decken . . .

Von Dr. Erwin Stranik.

Ich glaube, der kleine Professor wird, so lange er lebt, daran denken. Und jedesmal, wenn seine Hände sein wohlgerundetes Bäuchlein streicheln, flüstern: „Oh Elisenvaara!“ Denn schließlich, wenn man in unserer Zeit auch bereits an allerlei gewöhnt ist, — eine derartige Überraschung übersteigt doch den normalen Menschenverstand.

Wir hatten uns in Imatra getroffen, an den brausenden, gischtend tollenden Wirbeln des Vuoksen, des größten Katarakts Europas. Er, versehen mit einem Rundreisebillet „Quer durch Finnland in drei Wochen!“, ich als Abenteuerer, der sich vom Unerwarteten Aufenthalt und Fahrt vorsehen ließ. Dann sah ich ihn wieder in Balamo, als er eben einen alten russischen Mönch in seinem weiten, schmutzigen Faltentrock knipfte und nun lagen wir miteinander im selben Zuge, im gleichen Wagen, die einzigen Gäste 2. Klasse. (Denn die Finnen selber ziehen im Sommer Holzwege den Poststrecken vor.)

„Ich fahre jetzt nach Savonlinna“, plauderte er los, „mittelfinnländisches Seengebiet, in meinem Führer als landschaftlich besonders reizvoll gepriesen. Aber vorher mache ich Halt in Elisenvaara. Dort muß ich den Zug wechseln. Und nehme gleich Lunch. Schon telephonisch bestellt. Bin neugierig, ob man in einem so kleinen Bahngasthof etwas ordentliches zu Mittag erhalten wird.“

Zwei Stunden später gelangten wir an unser vorläufiges Ziel. Ein schmaler, cremefarben gestrichener Bahnhof aus Holz, hinter ihm eine sandige Straße, dann ein paar bunte Häuser, weithin verstreut in einer stumpfgrünmuldigen Ebene. Menschen (außer am Bahnhof selbst) nicht zu sehen. Kein Zweifel, Elisenvaara war eine Umsteigestelle, kaum mehr.

Das Gesicht des Professors legte sich in skeptische Falten. Er tagierte den Schüler mit gewiegem Schulmeisterblick, schon ehe die Prüfung begann, mit „nicht genügend“.

Aber da er einmal telephoniert und bestellt hatte, wollte er den Examensfisch nicht an sich vorbeigehen lassen.

Und trat in die Restauration.

Da geschah das Wunder. Im 20. Jahrhundert, in Elisenvaara, dem kleinen finnischen Bahngasthof.

Da stand ein Tisch. Etwa 3 Meter lang, 1 Meter breit. Auf diesem gruppierten sich eine Anzahl kleinerer Ränzchen und Tassen um mehrere Schüsseln wie Rüden um eine Hecke. Teller reichte sich an Teller, als ob ein Porzellanregiment Exerzierübungen abhielte. Und all diese Platten und Kaffeetassen trugen Speisen. Eine goldig schimmernde Gemüseomelette lodte als erste zum kosten, einige Fische, teils in Aspik, teils in Öl, teils gebraten in Butter, schlossen sich an. Kaltes Schweinefleisch, von Gurkensalat garniert, stand ebenfalls in die Augen. Das fastige Stück Rindsbraten — gleichfalls nicht zu verachten! Die harten Eier mit grünem Salat? Oder die roten Rüben, der Rhabarber in Schlagjähne, die kleinen Sardinen, Sprossen, die Kassnuten und die Lachsbeiden? Ach, der herrliche, gefüllte Karpfen! — Dort drüben prasselte ein Beestead, es prasselte so laut, daß er das Surren der Kaffeemaschine übertönte, deren kupferner Kessel sich wohligh zwischen Milch und Biertrügen blähte. Und der Käse, die Butter, das weiße, braune und schwarze Brot bildeten einen trefflichen Hintergrund zu jener Glaskassell mit Preiselbeeren. —

Der Wirt, mächtig in seiner echt finnischen Fülle, näherte sich dem Professor und bedeutete ihm, an der Tafel Platz zu nehmen.

„Ja“, stotterte der verlegen, „kommt hier eine ganze Gesellschaft?“

Der Finne schüttelte ernst sein Haupt.

„Nein, — alles nur für Sie!“

Da schlug der Professor die Hände über seinem Kopf zusammen, wankte zum Tisch, stellte fest, daß hier wirklich nur eine Serviette lag, geschmückt mit einem Sträußlein nachfarbener Viole und begann zu essen, zu essen, zu essen. —

Beinahe versäumte er den Anschlußzug, trotzdem jener erst eine Stunde später abfuhr.

Ich weiß, Sie werden jetzt sagen, ich übertreibe. Aber es ist doch alles reinste Wahrheit, erlebt freilich in einem Lande, das auch heute noch in vielen Beziehungen ein wahres

Märchenreich darstellt. Und vor allem dann ins Unwirkliche sich zu erheben scheint, wenn es ans Essen geht.

Die Finnen essen nur dreimal des Tages. Am Morgen nimmt man ein bis zwei Tassen Kaffee mit Sahne, dazu meist ein paar Kuchen (die einzigen, die hier genossen werden, denn bei den Hauptmahlzeiten fehlen sie grundsätzlich, obwohl sie so gut sind, daß ich allen finnischen Zudeckbädern das Großkreuz des Geschmacksordens verleihen möchte). Hierauf folgt Lunch (Frühkost genannt), in sämtlichen Gaststätten erhältlich zwischen 11 und 1 Uhr mittags. Bei dieser Frühkost stellt sich uns der berühmte „Butterbrottsch“ vor: in der Mitte des Speisesaales befindet sich eine lange Tafel, auf der etwa 20 bis 25 Gerichte zur Auswahl aufgestellt sind. Von den feinsten Vorspeisen über alle möglichen Arten von Gemüse, kalten Braten und heißen Suppen, Omelettes und Grützen findet sich alles, was Herz und Magen zu begehren vermögen. Dazu erhält man süße und saure Milch oder alkoholfreies Dünnbier, nachher Kaffee und zwischen durch Butter und Brot, soviel man will.

Niemandem würde es hier einfallen, dem Gast die Portionen vorzuschreiben. Man zahlt seinen Obulus (und das Essen ist in Finnland überall noch sehr billig) und kann sich nun gütlich tun, solange man will. Nimm dir, was dir gefällt, fass aus den Schüsseln, was dir schmeckt und is so lange du vermagst und Zeit hast. Bist du fremd im Lande und willst du in den ersten Tagen gleich ein paar Stunden beim Butterbrottsch sitzen, bitte, die Finnen haben nichts dagegen, es freut sie vielmehr, daß du mit ihnen zufrieden bist. Später, wenn du einmal deinen mitteleuropäischen Krisenhunger überwunden hast, wirst du von selber bescheiden werden. Dann glaubst du nicht mehr, unbedingt von allen 25 Platten nehmen zu müssen, sondern wählst aus. Die Völlerei wirkt nur am Anfang so überwältigend, belustigend. Später ist sie in der Erinnerung schöner, als daß man sie täglich wieder auf sich nähme.

Das Abendessen, serviert von 4 Uhr nachmittags bis gegen 8 Uhr, heißt Mittagstisch und übertrifft die Frühkost noch dadurch, daß Warm Speisen geboten werden, die nach dem Butterbrottsch Kellnerinnen den Gästen zu ihren Plätzen bringen (während man sich alle anderen Speisen selbst vom Büffet nimmt.) Außerdem gibt es Gelees und Eis. Der Preis, etwas höher als bei der Frühkost, ist trotzdem immer noch bescheiden zu nennen.

Der Professor, dem ich in Baala zum vierten Male begegnete, hat es ausgerechnet: die reichhaltigste Frühkost kam ihn auf höchstens eine M., das Mittagessen auf 1.20 M. Außerdem nahm er in den drei Wochen 5 Kilogramm zu. Er beschloß und beschwor es, von nun an nur noch den Sommer in Finnland zu verbringen. Wenn möglich, auf dem Bahnhof von Elisenvaara.

Der Frosch.

Es gleicht der Frosch dem Menschen sehr,
Rein äußerlich, schon von Statur,
Nur lernt der Mensch das Schwimmen schwer,
Der Frosch kann schwimmen von Natur.

Ein Mensch, ein Frosch, der auf sich hält,
Hört gern sich selber quaken,
Nur jagt und rennt der Mensch nach Geld,
Der Frosch, er jagt nach Schnaken.

Der Frosch trägt stets das gleiche Grün,
Vom Kopf bis zu den Zeh'n,
Der Mensch, er quält sich im Bemüh'n,
Der Mode nachzugeh'n.

Eins unterscheidet noch die zwei
Und macht sie sehr verschieden,
Im Menschenreich ist Lärm, Geschrei,
Im Reich des Frosches Frieden.

Der Mensch hat ewig Zant und Zwist,
Das Fröschelein nie . . . warum?
Seit Urgezeiten war und ist
Das Weib des Fröscheleins . . . stumm!

Lotte Tiedemann.